

Ferienerlebnis einer Gemeindeschwester

Eine Gemeindeschwester hat eine große Aufgabe. Sie muß in der Gemeinde alle Kranken besuchen und pflegen. Oft muß sie noch ein wenig im Haushalt nachhelfen. Sie muß pflegen können, Verbände machen, Kranke in das Spital begleiten, kochen können und überhaupt helfen, wo es not tut. Darum ist eine Gemeindeschwester vielseitig. Sie sieht immer eine Aufgabe vor sich. Sie muß auch trösten können und gute Ratschläge geben.

So wirkte in der Gemeinde Hundwil auch eine tüchtige Gemeindeschwester. Die hatte es gar streng. Hundwil liegt im Appenzellerland. Es ist die größte Gemeinde im Kanton Außerrhoden, der Bodenfläche nach. Die Gemeinde Hundwil erstreckt sich vom Hundwilerobel nahe bei Waldstatt bis hinauf zur Säntisspitze. Da muß eine Gemeindeschwester gut zu Fuß sein. Als Schwester Ida Künzler als erste Gemeindeschwester dort wirkte, gab's noch kein Auto. Und wenn man zu den abgelegenen Bauernhäusern mußte, konnte man nur auf schmalen Fußwegen gehen. So war denn unsere Schwester berggewohnt. Und da sie immer in der ausgedehnten Gemeinde bald da, bald dort sein mußte, bekam sie auch Lust am Bergsteigen.

Als sie ein paar Tage Ferien hatte, sagte sie sich: Nun will ich einmal auf den Säntis. Ich möchte zu gern mein Heimatland von oben herab betrachten. Gesagt, getan. Sie füllte ihren Rucksack mit dem nötigen Proviant, nahm auch Verbandstoff mit für den Fall, daß ihr etwa ein Unglück zustoßen könnte. Es ist immer vorsichtig, wenn man auch an Unfälle denkt bei Bergbesteigungen. Bis Urnäsch fuhr sie mit der Appenzellerbahn. Dann durch das Tal der Urnäsch zum Roßfall und hinauf zur Schwägalp. Von dort aus beginnt der Aufstieg zum Säntis. Da muß man den Bergschritt einschalten. Das heißt: Gemächlich einen Schritt vor den andern setzen und aufpassen, wohin man treten muß. Da kann man nicht mit Tanzschühlein hinaufspringen.

Es geht im Zickzack bergauf, und der Weg ist nicht geteert. Froh stieg sie zum Gipfel des Säntis. Dann kletterte sie über den Kalbersäntis hinunter gegen das Toggenburg. Dort ist der Weg oft wie eine Treppe. So ging alles gut, und froh kam die Schwester in der Talsohle vom Schafboden an. Da begegnete ihr auf dem Weg ein Toggenburger Säumer mit seinem Esel.

Der hatte eine Last von Brettern tragen müssen von Wildhaus zum Bau einer Alphütte. Eben war der Toggenburger daran, dem Esel die Last abzunehmen. Da bemerkte die Schwester, daß der Esel an der Nase blutete. Mit Schrecken sah sie, daß von der Stirne des Tieres ein Eiterbächlein herunterfloß. Das Tier hatte Schmerzen. Sie sah es ihm sofort an. Darum sprach sie zu dem Toggenburger: «Ihr müßt besser schauen zu Eurem Esel.»

Der Toggenburger aber sagte wegwerfend: «Da kann man doch nichts machen. Der Esel ist schon verrückt von Natur aus.»

«Nein, nein», sprach die Schwester, «der hat verrückte Schmerzen. Schaut doch einmal, er weint ja. Die Tränen rollen ihm ja die Backen hinunter auf beiden Seiten. Dem Tier muß sofort geholfen werden.»

Die Schwester nahm einen sauberen Holzspan, der am Boden lag, und fing an, dem Tier den Eiter wegzukratzen. Und das Tier hielt ruhig stand. Da machte der Toggenburger große Augen, fast so groß wie Pflugsrädeln. Warum? Er konnte es nicht verstehen, daß der sonst so störrische Esel ganz zahm und ruhig hinhieß bei der Operation. Bald hatte die kundige Schwester allen Eiter weggekratzt. Nun sah die Wunde weit besser aus als vorher. Auch der Toggenburger prüfte kritisch die Verwundung. Da kam der Schwester in den Sinn, daß sie die Wunde noch desinfizieren sollte. Desinfizieren heißt mit Alkohol so reinigen, daß alle Bazillen abgetötet werden. Aber wie machen hier in der abgelegenen Bergwelt? Halt, da kam ihr wie ein Blitz ein guter Gedanke. Sie suchte im

Rucksack, nahm daraus ein Fläschchen, riß den Korkzapfen ab davon. Und im nächsten Augenblick schüttete sie und goß dem Esel das ganze Gütterli voll Kognak mitten in die Wunde hinein. Da, — ein Gallopsprung, der Esel bäumt sich auf, und im nächsten Moment galoppiert er wie verrückt davon bis zuhinterst in den Talkessel. «Da habt Ihr mir nun eine schöne Geschichte gemacht», schimpfte der Toggenburger. «Nun kann ich schauen, bis ich das verrückte Tier wieder da habe.»

«Gemach, gemach», begütigte die Schwester den aufgeregten Säumer. «Der Esel kommt von selbst wieder zurück.»

«Was versteht Ihr von einem Esel?», höhnte der Älpler. «So einen Schwindel müßt Ihr nicht einem berggewohnten Säumer angeben. Ich werde wohl mein Tier besser kennen als so ein hergelaufenes Krankenmaitli aus dem Unterland.»

Während des Zwiegesprächs blieb der Esel hinten im Talkessel stehen. Es war, wie wenn er studieren würde. Die Schwester und der Säumer guckten ihm nach. Was geschah? Plötzlich machte der Esel kehrtum, und ruhig wie ein Professor ging er Schritt für Schritt zurück und kam zur Schwester und stand vor ihr still.

«Wer hat jetzt recht behalten, Sie oder ich?», fragte die Schwester. «Der Patient, auch wenn er vier Beine hat, weiß, wer ihm geholfen hat.»

Und nun holte die Schwester noch aus dem Rucksack ihren Verbandstoff, legte die Gaze auf die gereinigte Wunde und fixierte den Notverband mit Harz aus dem Holz, das am Boden abgeladen worden war. Der Säumer aber brachte kein Wort mehr aus seinem Munde. So etwas war ihm mit seinem bockbeinigen Esel noch nie passiert. «So», sagte die Schwester, nachdem der Notverband fertig war, «da habt Ihr noch Verbandstoff. Macht ihm in drei Tagen einen neuen Verband, so wie ich es Euch gezeigt habe. Dann wird der Esel geheilt sein und folgt Euch wie ein Schäflein.» Und mit diesen Worten nahm sie Abschied, froh, daß sie auf der Säntisreise noch einem

Tier hatte helfen können. Der Säumer bedankte sich sehr und wünschte ihr eine gute Heimkehr.

Es mögen zwei Jahre vergangen sein seit dieser Eselsheilung. Da reiste Schwester Ida im Schnellzug von St. Gallen Richtung Winterthur. In Wil stieg ein Toggenburger ein in seiner Sennentracht und kam der Schwester gegenüber zu sitzen. Immer wieder sah er sich die Schwester scharf an. «Erlauben Sie, sind Sie nicht die Schwester, die vor zwei Jahren oben auf dem Schafboden meinem Esel einen Notverband gemacht hat?»

«Ja, das stimmt», entgegnete die Schwester. «Und wie geht es meinem vierbeinigen Patienten?», fragte die Schwester.

Darauf der Säumer lachend: «Ja, dem geht es glänzend. Er hat sich gut erholt und er läßt Euch herzlich grüßen.»

«Machen Sie keine dummen Witze!»

«Das ist kein Witz! Denken Sie», sagte der Senn, «was mir passiert ist. Kürzlich mußte ich wieder mit meinem Esel hinauf zum Schafboden. Und an der gleichen Stelle kam vom Säntis her eine Touristin mit einem schneeweißen Hut. Was macht mein Esel? Er stellt sich vor diese Touristin hin und wollte bei ihr bleiben. Nur mit großer Mühe konnte ich ihn von der Frau wegbringen. Der Esel hatte sich wieder erinnert an Sie und meinte, die Frau mit dem schneeweißen Hut sei die Krankenschwester, die ihm einmal geholfen hat. Seht Ihr nun, daß aus dem störrischen, verrückten Esel nun ein dankbarer Esel geworden ist.»

«Das freut mich jetzt doch», antwortete die Schwester, «daß sich der Esel noch meiner erinnert hat. So kennt auch ein Esel seine Samariterin wieder.»

«Ja», sagte der Senn, «so ist es. Das habe ich bei Euch gelernt droben auf dem Schafboden. Und weil mein Esel so dankbar geblieben ist, will ich es jetzt auch sein.» Mit diesen Worten nahm er ein schönes Edelweiß von seinem Hut und übergab es der Schwester mit den Worten: «Die Königin der Berge grüßt die Samariterin der Berge.»

-mm-

Über die Grenzen

Jahrelang hörte ich nur erzählen davon. Wo meine Kameraden in den Ferien überall waren: Dänemark, Schweden, Spanien, Jugoslawien! Meine Eltern haben kein Auto. Wir mieteten jeweils ein Ferienhäuschen. Vater und Mutter schliefen oft: am Morgen bis neun, am Nachmittag, nach dem Essen, bis halb vier, und am Abend meinten sie: «Früh zu Bett ist gesund!»

Jetzt bin ich achtzehn. Über Weihnachten und Neujahr machte ich mir auf der Post ordentlich Sackgeld. Ich sparte auf die Ferien. Im Sommer wagte ich es. Gut vorbereitet, trat ich vor den Familienrat. «Ich bin eingeladen. Der Vater einer meiner Schulkameraden nimmt mich im Auto mit. Köln, Rotterdam, Brüssel, Calais, Paris. Wir schlafen im Zelt. Einverstanden?» Es gab große Augen. Man sprach von Gefahren, von Kilometerbolzerei, von Staubfressen und Landschaftsraserei. Aber schließlich wurde es bewilligt.

Kilometerbolzerei? Gewiß. Um acht Uhr abends reisten wir in Zürich ab. Um 13.45 Uhr anderntags stoppten wir, von Frankfurt und Köln herkommend, im Stadt kern von Rotterdam.

Paris—Neuenburg erledigten wir in einer Nacht. Aber zwischendrin die reinste Bummel- und Schlenderfahrt. Beides war prächtig für mich Neuling. Autobahn, 130 Kilometer Geschwindigkeit. Paris—Neuenburg bei strömendem Regen in der Nacht. Mitten auf der Landstraße ein Hase, verstört im Lichtkegel des Scheinwerfers. Vor Calais plötzlich Quitschen der Brem sen. Wir stürzten vom hintern auf den vordern Sitz. Ein Radfahrer überquerte unvermutet die Straße. Unsere Reaktion war gut. Wir hatten die Situation gemeistert. Etwas Herzklopfen. Leiser Gedanke an die Eltern, aber dann wieder Ruhe und schließlich Stolz.

Doch in der übrigen Zeit: Im Schrittempo fuhren wir dem Meer entlang. Zehn Uhr abends in Scheveningen. Aussteigen. Sturm. Stärke zehn. Wir stehen schräg im

Wind. Meersand im Kragen, zwischen den Zähnen, im Haar, in den Ohren.

Brügge: Wir gondeln auf einem Kanal durch die Stadt als wären wir in Venedig. Dann sitze ich auf einem Randstein und male die Kathedrale. Ich lehne an einem Baum im Klosterhof der Beginenschwestern und warte, bis sie einzeln aus ihren Klausen treten zum Kirchgang.

Calais: Ich liege in den Dünen, braungebrannt. Höre dem Gespräch zwischen einem Deutschen und einem Franzosen zu. «Es gibt wieder Krieg», behauptet der Deutsche. «Aber ohne uns», und zwinkert mit einem Auge. «Passen Sie einmal auf, die Russen, Menschenskind.»

Es gibt keinen Krieg, es darf keinen geben, denke ich. Das Meer wogt. Im Dunst des Horizontes entschwindet ein Schiff. Dort drüben liegt England.

Paris: Saint-Michel. Altersgenossen aller Hautfarben aus aller Welt. Ein Boulevardcafé am andern. Strahlende Gesichter. Übermut, Rhythmus, Farben, Beschwingtheit. «Paris canaille.» Ein Drehorgelmann spielt es. Dann der Arc de Triomphe, die Champs-Elysée. Sternförmig sich ausdehnende Straßen, auf denen Autos in Sechser- und Achterkolonnen dahinsausen. Unter den Brücken der Seine Clochards (Bettler, Taugenichtse). Ewig junges, blühendes Paris. Ich kann es nicht mehr vergessen und werde dahin zurückkehren. Wenn ich einmal selber verdiene.

Das waren Ferien! Die Eltern mußten es mir glauben, denn ich erzählte wochenlang davon. Immer neue Bilder steigen auf. «Aber du konntest dich nicht ausruhen!» Auch diesen letzten Einwand blase ich in den Wind. Ich bin noch jung. Ich werde dann wieder länger im Bett bleiben, wenn ich fünfzig bin.

Angeregt kam ich in die Schule zurück. Diesmal bildeten sich Gruppen um mich herum. Jetzt war es an mir, zu erzählen. Und wir summten und pfiffen gemeinsam noch oftmals «Paris canaille». E. H.

Ein Basler entdeckt das wildeste Tier Chiles

Während den Fußball-Weltmeisterschaften weilte auch der Berichterstatter Peter Vogel von der Basler «National-Zeitung» in Chile. Mitten in der modernen Hauptstadt erlebte er etwas sehr Aufregendes. Er entdeckte das wildeste Tier des Landes! — Es war aber nicht der Puma oder Silberlöwe. Diese Raubkatzen leben in den mächtigen Wäldern des Anden-Gebirges. Und Herr Vogel logierte im Hotel «Grand-Palace». Dort entdeckte er eines Tages, daß er Flöhe habe. Das war eine unerwartete und unangenehme Entdeckung. Aufgeregt ging Herr Vogel zum Hoteldirektor, einem Schweizer. Dieser lachte nur und sagte: «Regen Sie sich bitte nicht auf. Jedermann hat hier hin und wieder Flöhe. Auch meine Frau und ich bleiben von ihnen nicht verschont. Als ich in Santiago ankam, ging es mir genau so wie Ihnen, Herr Vogel. Ich meldete es sofort dem Generaldirektor. Der antwortete lachend: „Die Flöhe haben Sie wahrscheinlich von mir!“ — Es ist hoff-

nungslos, den Kampf mit dem wildesten Tier Chiles aufzunehmen. Flöhe zu haben, gehört hier fast zum guten Ton.»

Als guter Basler hofft Herr Vogel, daß die Basler Chemie die Schlacht mit dem wildesten Tier Chiles gewinnen werde. Vielleicht können wir dann die letzten lebenden Exemplare chilenischer Flöhe einmal im Basler Zoo bestaunen. Ro-

Geld kann auch plaudern

«Geld ruft», sagte ein Volkswirtschafts-Professor zu seinen Studenten; «wo auch immer der Münzadler schreit, da rennen alle Leute hin auf seinen Ruf, um ihn zu greifen!»

«Wie ist es aber mit den Taubstummen, Herr Professor, die das Geld nicht rufen hören?», fragte ein witziger Student.

«Oh», antwortete der Professor, «für die macht der Adler auch Gebärden!» Aus «Deutsche GZ»

Taubstummenbildung in Ghana und Nigeria, Westafrika

Unsere Gehörlosenvereine haben für die Arbeit in den Taubstummenschulen in Ghana und Nigeria Geld gesammelt. An der Delegiertenversammlung in Neuenburg wurde das schöne Ergebnis von über 1000 Franken bekanntgegeben.

Im Februar war der Gründer dieser Schulen, Generaldirektor Andrew Foster, für ganz kurze Zeit in der Schweiz. Wir durften ihn in St. Gallen als Gast beherbergen. Er zeigte den Gehörlosen von St. Gallen und Umgebung Lichtbilder und einen Film aus seiner Arbeit in Ghana (Mampong, Accra) und Nigeria (Ibadan).

Warum kam dieser Mann nach St. Gallen? Ich will davon erzählen. Im Jahre 1952 machte ich eine Studienreise nach England. Ich besuchte dort Taubstummenschulen, Gehörlosenvereine und Gehörlosengottesdienste. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die «Christian Deaf Fellowship» kennen. Das ist eine Gruppe von Menschen, die versuchen, das Wort der Bibel im Alltag auszuleben. Sie kommen zu Bibelabenden zusammen. Sie beten. Sie sprechen sich aus. Sie sind aber auch sehr fröhlich zu-

sammen und feiern kleine Feste. Sie wollen sich gegenseitig stärken für ein fröhliches, tapferes Bekenntnis zu ihrem Herrn, Jesus Christus. Diesem Herrn möchten sie dienen. Solche Gruppen gibt es in fast allen Kontinenten und Ländern, wo man englisch spricht. Durch die Gruppe in England bekam Andrew Foster meine Adresse. Wir schrieben uns dann hie und da und freuten uns auf eine persönliche Begegnung. Wo und wann wußten wir nicht. Im Jahre 1961 fuhr Herr Foster von Afrika nach Amerika zurück. Er wollte dort noch weiterstudieren und von seiner Arbeit in Afrika erzählen. Er brauchte ja viele Freunde, die Geld und andere Gaben schenkten. Im Dezember 1961 schenkte ihm seine ebenfalls gehörlose, weiße Frau einen großen, hübschen Knaben. Im Februar flogen sie miteinander nach Berlin. Dort wohnen die Eltern seiner Frau. Die Frau und das Kindlein blieben noch eine Zeitlang dort. Andrew Foster flog allein nach Ghana zurück. Aber er machte in Kloten einen Zwischenhalt. So kam es zu unserer ersten persönlichen Begegnung.